Der hohe Besuch.

Eine lustige Erinnerung aus der Lebenszeit des Erzherzog Karl Ludwig. Von Arthur Halberstadt.

Im gemüthlichen Spielzimmer des Hofels Bayerbacherhof war es, als ich Abends mit einigen bekannten Herren bei einer solchen Tarockpartie saß. Ich hatte nach einem anbauernden Kartenpech endlich ein wenigstens phänomenales Blatt erhalten. Frostbarock mit Trull, geschlossen bis zum Eilser! — Schmunzelnd, vor innerer Freude ordnete ich die glückliche Ladung und erklärte mich schußbereit: „Valat, meine Herren, mit Pagat ultimo!"

Meine Partner nickten resignirt, und da ich Vorhand hatte, wollte ich gerade das Spiel beginnen, als sich die Thüre öffnete. Zu unserem größten Erstaunen trat ein Hoflakai aus dem erzherzoglichen Schlosse Wartholz in Reichenau herein, verbeugte sich mit höfischer Manier und fragte nach einem Herrn Karl Feldbacher.

Mich riß es am Tische herum.

„Der bin ich," antwortete ich überrascht.

Der erzherzogliche Bote überreichte mir ein Handschreiben des Kammervorstehers, das ich erregt sofort öffnete. Es enthielt die Nachricht, daß Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Karl Ludwig morgen 9 Uhr meine Forellenzucht-Anlage im oberen Bayerbachgraben zu besichtigen gedenke und anfragen läßt, ob ich zu dieser Stunde Zeit hätte, ihn zu empfangen.

Ziemlich aufgeregt warf ich die Karten auf den Tisch und sagte dem Boten, daß ich Seiner kaiserlichen Hoheit morgen zur gewünschten Stunde mit größter Freude zur Verfügung stehe. Als sich der Hoflakai mit einer Verbeugung entfernt hatte, erhob ich mich rasch und entschuldigte meinen plötzlichen Aufbruch: „Wie Sie soeben gehört haben, kommt Erzherzog Karl Ludwig morgen zu mir. Es thut mir selbst am meisten leid," dabei überflog ich wehmüthig mein schönes Valablatt, „das schöne Spiel abbrechen zu müssen, aber Sie werden es begreiflich finden, daß ich noch heute gewisse Vorkehrungen treffen muß, um den hohen Gast würdig empfangen zu können."

Das sahen meine Partner ein, und das Kartenspiel wurde eingestellt. Hastig ergriff ich meinen Hut und den Mantel, verabschiedete mich von den Herren, und entteilte.

Am nächsten Tage, das Datum habe ich mir bis heute genau gemerkt, es war der 7. September des Jahres 1891, fuhr Erzherzog Karl Ludwig bei dem Eingang zu meiner Fischzucht vor. Er hatte Wetterglück. Kein Wölkchen am tiefblauen Himmel. Ein selten-schöner Herbstmorgen begünstigte seine Fahrt zu mir hinauf. Rasch entstieg er dem Wagen. Er war allein. Sein Kammerdiener trug ihm den Mantel nach. Nach erfolgter Begrüßung gingen wir sogleich zu den Teichen. Der hohe Gast zeigte außerordentlich viel Interesse und besichtigte auch die eigentliche Zuchtanstalt, deren Einrichtungen ich ihm genau erklären mußte. Es war ungefähr ½11 Uhr, als sich der Erzherzog mit den Worten des herzlichsten Dankes verabschieden wollte.

„Aber . . ., kaiserliche Hoheit werden mir doch die Ehre geben . . . und auf ein Gläschen Wein einkehren," . . . gestattete ich mir vorzubringen.

Ich wußte, daß der Erzherzog auf einen guten Tropfen etwas hielt und hatte mich mit einigen Flaschen Gumpoldskirchner versorgt.

„Meinetwegen dürfen Sie aber keine großen Geschichten machen," erklärte in leutseligster Weise der Erzherzog. „Sie wissen, ich bin kein Freund großer Förmlichkeiten."

Ich verbeugte mich tief.

„Ich habe im getäfelten Stübchen des Fischerhäuschens serviren lassen. Kaiserliche Hoheit werden es dort sehr gemüthlich finden."

„Na schön . . ., da nehme ich Ihre Einladung gerne an, aber . . ." Sein Blick fiel auf den stramm dastehenden Kammerdiener. Er wandte sich zu diesem.

„Ich habe es mir überlegt und werde den Heimweg allein zu Fuß antreten. Tragen Sie den Mantel zurück und legen Sie ihn in den Wagen. Der Kutscher soll mit Ihnen nach Hause fahren. Ich komme Mittags hinunter."

Der Kammerdiener machte die gewohnte Reverenz und begab sich zum Wagen. Noch bevor wir das Holzgebäude der Fischzucht betraten, hörten wir die leere Equipage mit bremsendem Geräusche hinabfahren. Dann gingen wir hinein.

Auf dem einfach gedeckten Zirbeltischchen rauchte bereits eine blaugesottene Forelle, die von ausgesuchten, in Butter gebratenen Kipfelkartoffeln, einer Leibspeise des Erzherzogs, umgeben war. Eine Flasche Gumpoldskirchner, ein besseres Weinglas und etwas Gebäck bildeten die ganze Hoftafel. Dennoch erblickte mein hoher Gast mit sichtlichem Behagen diese kleine Vorbereitung. Das Arrangement schien ihm zuzusagen. „Da muß man ja Appetit bekommen," meinte er schmunzelnd. „Aber auf etwas haben Sie doch vergessen!"

Ich wurde beinahe bleich vor Bestürzung.

„Na, na . . ., nur keine Aufregung, lieber Feldbacher," ich hörte seine ruhige Stimme. Er lachte sogar. „Auf sich selbst haben Sie vergessen! Es ist ja nur ein Gedeck da." Ich athmete freudig auf. „Aber kaiserliche Hoheit . . ., wie konnte ich es wagen . . ."

„Na freilich? . . . Ganz allein soll ich diese Riesenforelle aufessen! . . . Nein, lieber Feldbacher . . ., machen Sie keine Geschichten mit mir und setzen Sie sich nur her. Zu zweien wird es mir gewiß noch besser schmecken."

Ich ließ sofort ein zweites Gedeck auflegen und setzte mich, ganz bezaubert von der Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Gastes, mit dem üblichen „Bin ich so frei" zur linken Seite des Erzherzogs an den Tisch. Als Mundschenk fungirte natürlich ich selbst. Und nun machten wir uns beide über die Forelle her, die meinem Gaume ganz vorzüglich mundete.

„Feldbacher . . ., das war eine sehr nette und delikate Ueberraschung von Ihnen. Die Forelle ist ganz großartig."

Ich schmunzelte voll innerer Befriedigung.

Als wir mit dem kleinen Mahle fertig waren, ergriff ich die Weinflasche.

„Hoffentlich kein schweres Gewächs?" bemerkte der Erzherzog.

„Hoheit können sich verlassen . . ., harmlos und süffig. Gumpoldskirchnerlese vom 90er Jahrgang."

„Na, na . . . . gar so harmlos wird der Wein wohl nicht sein," zwinkerte der Erzherzog lustig mit den Augen. Er befand sich heute in einer ausnehmend guten Stimmung.

Dann folgte die Kostprobe.

„Hm . . . in der That . . ., ein gutes Tröpfchen." Diesen Worten folgte ein Gaumenschnalzer, der den Weinkenner verrieth.

„Bin überglücklich, kaiserliche Hoheit zufriedengestellt zu sehen. Auch meine Frau wird sich riesig freuen."

„Ah, die Forelle ist ein Kunstwerk Ihrer Frau! . . . Gratulire Ihnen, lieber Feldbacher! — — So eine Kochkünstlerin hat nicht Jeder zur Frau."

Er knöpfte jetzt seinen grauen Jägerrock auf (der Erzherzog war im einfachen Jägerkleide erschienen) und brachte aus der inneren Tasche sein Cigarrenetui zum Vorschein, das er mir ohne weitere Umstände offen hinhielt.

Ich stammelte etwas von „hoher Auszeichnung, Ehre und tiefstgefühltem Dank" und zog eine Cigarre heraus. Es war eine Upmann schwerster Sorte. Der Erzherzog nahm ebenfalls eine Cigarre und töpfte sie. Dann setzte er seine Havanna unter meiner Assistenz in Brand. Als er bemerkte, daß ich nicht rauche, wollte er mir Feuer geben.

Beinahe hätte ich den Tisch umgestoßen, so heftig war ich aufgefahren.

„Aber, kaiserliche Hoheit werden sich doch nicht um mich bemühen!" Und schon hatte ich die Streichhölzer in meiner Hand. „Gestatten unterthänigst." Ich zündete ein Hölzchen an und wollte meine Cigarre in Brand setzen. Zu meiner größten Verlegenheit bemerkte ich, daß die Cigarre noch nicht beschnitten war. Ich wußte momentan nicht, was ich zuerst niederlegen sollte, die Cigarre oder das brennende Streichhölzchen. Und mit dem Munde einfach die Cigarrenspitze abzubeißen, traute ich mich mit Rücksicht auf die Gegenwart meines hohen Gastes nicht. Ich mußte hierbei sehr einfältig ausgesehen haben, weil der Erzherzog zu lachen anfing.

„Halten Sie Ihre Cigarre geschwind her . . ., so . . .", und beherzigt knipste er mit seinem Zwicker das Mundstück der Cigarre ab.

Ich stand auf und verbeugte mich tief. Diese spontane Dankesbezeugung mußte auf den Erzherzog erst recht komisch gewirkt haben, weil er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Aber Feldbacher," beinahe wäre er vor Lachen erstickt, „. . . was machen Sie denn für Faxen mit mir. Da . . . . jetzt setzen Sie sich einmal ruhig her und lassen Sie uns gemüthlich plauschen. So eine ruhige, gottvolle Stunde wie die heutige habe ich selten."

Ein leichter Schatten überflog seine Gesichtszüge.

„Das Leben eines alten Erzherzogs ist lange nicht so schön, als Sie es vielleicht glauben mögen."

Ich mußte ihn damals etwas ungläubig angesehen haben. Er bemerkte es sofort.

„Ach ja . . . , glauben Sie mir. So eine Stunde, in ungezwungener Plauderei zugebracht, ist mir zehnmal lieber wie aller Hofprunk und gesellschaftliches Ansehen."

„Aber Hoheit! . . . Ihre unnahbar hohe Stellung. Ihr sorgenloses Dasein . . ."

Eine abwehrende Geste unterbrach meine Worte.

„So . . . , glauben Sie . . . , sorgenlos und unnahbar? . . . Lieber Feldbacher, wenn Sie wüßten, wie bitter manchmal diese Stellung ist!"

Er griff zum Wein.

Beinahe trampfhaft ich auch.

„Was bin ich eigentlich? — Sie und alle Welt wissen es: Der Ausstellungs-, Hochzeits- und Leichenerzherzog! — Ein ebenso prunkvoller als nichssagender Beruf! — Und erst mein Bruder, der Kaiser! — Er ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet und gewiß nicht zu beneiden."

„Ich möcht' nicht an seiner Stelle sein," entfuhr es mir.

Der Erzherzog mußte über meine naiven und gar nicht hofgemäßen Worte lächeln.

„Würden auch schwerlich entzückt sein, lieber Feldbacher," meinte er leutselig und kostete wieder vom Gumpoldskirchner. Ich hielt es für schicklich, immer dann zu trinken, wenn mein hoher Gast trank. Mußte also diesmal wieder mittrinken.

Erzherzog Karl Ludwig rauchte eine kleine Spanne Zeit schweigend. Dann bemerkte er: „Na . . . , reden wir von was Anderem. Was giebt es denn Neues in Bayerbach und Reichenau?"

„Haben kaiserliche Hoheit schon von dem beabsichtigten großen Bau gehört? — Der soll ja in nächster Nähe Ihres Schlosses entstehen!"

„Habe auch davon gehört. Bin aber, offen gestanden, nicht sehr erbaut davon."

Da habe ich kein erfreuliches Thema angeschlagen, dachte ich mir. Um diese Entgleisung wieder vergessen zu machen, entkorkte ich eigenhändig eine zweite Flasche Gumpoldskirchner. Während des Anziehens mit dem Korkzieher meinte ich: „Machen Sie sich nichts daraus, kaiserliche Hoheit . . . , wer weiß, ob der Bau so groß wird, wie man spricht. Und vielleicht übersiedelt der Bauherr überhaupt nicht ständig nach Reichenau."

„Er wird kommen. Und wie ich hör', soll sein Schloß ein fabelhaft großer und luxuriöser Bau werden." Er machte eine Pause und kostete von der zweiten Flasche, aus der ich ihm eingeschenkt hatte. Selbstverständlich machte ich die Kraftprobe mit meinem Gläschen mit.

„Wissen Sie, lieber Feldbacher . . ., wir sind alle sehr einfach erzogen worden", fuhr mein Gast dann fort, „und da berührt es einen peinlich, die Protzenhaftigkeit des Kapitals ansehen zu müssen. Noch dazu in meinen geliebten Bergen, in denen sich ein solcher Monstrebau gar nicht schön ausnehmen wird."

Besorgt um die schwindende gute Stimmung meines hohen Gastes, schenkte ich die Gläser wieder voll.

„Für uns bleibt Schloß Wartholz immer die alte kaiserliche Herrschaft, an der wir alle mit Leib und Seele hängen. Müssen deswegen nicht verstimmt sein, kaiserliche Hoheit. Gegen solche Sachen kann man halt nichts machen."

Diesmal hatte ich scheinbar das richtige getroffen.

Mit großer Freude in den Augen blickte mit Erzherzog Karl Ludwig an.

„So, so . . . hat man uns hier so gern?"

„Aber, kaiserliche Hoheit!!"

„Nun ja . . ., ich will an Ihren Worten keineswegs zweifeln. Es hat mich jedenfalls sehr gefreut, dies aus dem Munde eines Ansässigen zu hören."

Und wieder kostete mein Gast.

Und ich auch.

Ich winkte dem Kellner, der rasch zwei neue Weinflaschen brachte.

Der Erzherzog erkundigte sich dann bei mir über einige Reichenauer Familien. Ich war sehr erstaunt, zu hören, wie gut mein hoher Gast über die hiesigen Verhältnisse informirt war. Beinahe aufgelacht hätte ich, als er von einem alten Reichenauer erzählte, der einmal der Hoftafel beigezogen wurde und beim vierten Gang, der aus Kalbskoteletten bestand, die Papierschnitzel mitaß.

„Hat ihm scheinbar nicht geschadet", lachte der Erzherzog in heiterer Stimmung und stieß mit mir an.

„Hoheit sollen leben!"

„Sie daneben, Feldbacher, und Ihre liebe Frau auch", meinte mein Gast in animirter Weise.

Dann tranken wir beide ex und kneipten plauschend weiter, bis auch die vierte Flasche zur Neige ging. Es war meine letzte Flasche. Zum Glücke erinnerte ich mich, daß vom letzten Silvester her noch zwei Champagnerflaschen im Keller lagen. Ein würdiger Abschluß des heutigen Vormittages!

„Hätte noch eine kleine Ueberraschung für kaiserliche Hoheit. Aber das muß ich mir selbst besorgen." Und schon war ich draußen und eilte in meinen Keller.

Als ich mit den beiden Champagnerflaschen eintrat, hatte mein hoher Gast soeben den Rest der letzten Weinflasche geleert.

„Nix für ungut, kaiserliche Hoheit . . ., aber a paar Glaserln Schampus müssen wir noch zusammen trinken."

„Feldbacher, Feldbacher", drohte der Erzherzog lächelnd. „Mir scheint, Sie wollen mir heute einen kleinen Affen ansetzen!"

„Aber Hoheit . . ., die paar Glaserln, . . . für an solchen weidgerechten Jäger, wie Sie es sind . . ., das is ja rein ganz nix."

„No meinetwegen . . ., weil Sie es sind . . . und weil es heute so urgemütlich bei Ihnen ist."

Ich schenkte ein und wollte gerade einen schwungvollen Toast vom Stapel lassen, als mir der Erzherzog zuvorkam: „Mein lieber Feldbacher! . . . An die heute mit Ihnen so vergnüglich verbrachten Plauderstunden werde ich mich stets gerne erinnern. Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Aufnahme, für Ihre prächtige Bewirtung und bitte, mein Lob über die ganz vortreffliche Kochkunst Ihrer lieben Gemahlin übermitteln zu wollen. Und nun ein fröhliches „Prosit" auf Ihr und Ihrer Frau Wohlergehen. Seien Sie überzeugt, daß mir unser heutiger Plausch eine große, sehr große Freude bereitet hat, wofür ich Ihnen in herzlicher Weise meinen besten Dank aussprechen möchte."

Ich war einfach starr nach diesen ehrenden Worten meines hohen Gastes. Dann ermannte ich mich aber und wollte entgegnen, brachte aber nichts als unverständliche Sätze heraus. — Der Erzherzog lachte sich krumm über meine Hilflosigkeit.

„Ja . . ., das Toastiren will geübt sein. — Machen Sie sich nichts daraus", tröstete jetzt mich der Erzherzog. Dann stieß er fröhlich mit mir an.

Der Champagner that seine Wirkung. Wir wurden sehr gesprächig und unterhielten uns mit Jagdgeschichten.

„Mein Bruder kommt öfter auf den Hahn ins Kreuzberggebiet. Er ist noch immer ein Meisterschütze und weilt sehr gern in den hiesigen Revieren."

„Die Hahnenjagd am Kreuzberg is aber auch nobel beinand", entgegnete ich. Die beginnende Alkoholwirkung lockte mir die gewohnte Mundart auf die Zunge.

Bei meinem hohen Gast schien das gleiche einzutreten. Ich bemerkte es damals nicht gleich. Erst nach einiger Zeit fiel es mir auf, daß in seinen Worten die wienerische Note vorzuherrschen begann.

„Hörn S, Feldbacher . . ., bei Ihnen ist es wirklich kreuzfidel. Da muß ich öfter hergehen . . ., das brauch ich nothwendig . . ., so a bisserl einen gemüthlichen Plausch . . . Das thut einem ordentlich wohl."

„Aber kommen S' nur öfter, Hoheit . . . i bin ja jedn Tag da."

Der Erzherzog mußte über meine Bemerkung auflachen.

„Das wär zu viel . . ., jedn Tag Schampus . . ., nein, lieber Feldbacher, das wär zu viel!"

Unter Lachen und Plaudern kneipten wir auch die beiden Champagnerflaschen leer.

Mir wurde es jetzt schon ein wenig schwummerig, aber da der hohe Gast keine Miene zum Weggehen machte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich um neuen Stoff umzusehen.

Der Erzherzog ging ein wenig ins Freie, um frische Luft zu schöpfen, und ich benützte seine Abwesenheit, um den Kellner rasch in das benachbarte Wirthshaus des Weinzeitl Michel zu schicken.

„Nimm, was Du kriegst", erklärte ich ihm eilig.

Als der Erzherzog nach einer Weile das Stübchen betrat, stand bereits mein Kellner beim Tisch und stellte eine Flasche Kirschenschnaps nieder. Ich kam leider zu spät, um es zu verhindern. Nun mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen.

„Der Kellner wollte Eure Hoheit mit einer Schnapsspezialität unserer Berge aufwarten", sagte ich in entschuldigendem Tone.

„Ah . . . großartig", hörte ich zu meinem Glücke ausrufen. „Einfach großartig!"

Ich beeilte mich, ein Gläschen anzufüllen. Unterdessen hatte der Erzherzog dem Kellner eine Zehnguldennote überreicht, worüber dieser in eine solche Freude gerieth, daß er laut aufjuchzte.

„Wirst net still sein", fuhr ich ihn an.

„Aber lassen Sie ihn nur", lachte der Erzherzog. „So . . . und jetzt wollen wir dieses Hausgetränk einmal kosten."

Du lieber Himmel! — Ich mußte pflichtschuldigst auch mitkosten. Das geschah öfter, und unter untrüglichen Anzeichen unseres beginnenden Dusels. —

Es war 1 Uhr Mittags vorbei, als mein Gast plötzlich auf seine Uhr blickte.

„Um Gottes Willen, Feldbacher! . . . So spät ist es schon? . . . Ja, wie ist denn das möglich?"

„Stimmt, Hoheit! . . . Viertel zwei ist's!"

„Ah, so was! . . . Na, da heißt es aber zusammenpacken!"

Als wir ins Freie traten, kam es blitzartig über uns beide.

Der Erzherzog blieb stehen und mußte sich am Staketenzaun anhalten. Ich kämpfte heroisch, auf meinen Stock gestützt, gegen die niederträchtigen Pendelgefühle meines aufziehenden Rausches.

„Feldbacher . . ., mir scheint, ich bin beschwipst!" rief der Erzherzog, in ein lustiges Gelächter ausbrechend.

„Kaiserliche Hoheit . . ., i aa!" — — Und jetzt lachten wir uns beide eine geraume Weile gegenseitig aus.

Dann hängte sich mein hoher Gast in meinen rechten Arm und sagte: „Feldbacher, daran sind Sie schuld. Jetzt müssen Sie mir aber auch bis auf die Höhe hinaufhelfen. Bis dorthin wird der Dusel hoffentlich nachgeben."

Arm in Arm begannen wir nun den ziemlich steilen Weg zur Steyerhöhe emporzusteigen. Das werde ich mein Lebtag nie vergessen. Der Erzherzog in der fidelsten Stimmung, allerlei Schnurren zum besten gebend, konnte nichts als lachen und wieder lachen.

„Nein, so etwas ist mir noch nie in meinem Leben passirt. Das muß ich alles meiner Frau erzählen", rief er überlustig aus. Dann begann er gar Gstanzeln zu singen, die ich mit meiner gröhlenden Baßstimme begleitete. Als wir auf der Steyerhöhe standen, dachte ich mir: „Höher geht's nimmer!"

„Jetzt gehen Sie zurück, lieber Feldbacher", sagte der Erzherzog zu mir. „Ich kann schon ganz gut allein gehen." Und lachend vollführte er einen selbständigen Gehversuch, der gottlob ganz leidlich ausfiel.

„Wenn mein Bruder wieder kommt, werde ich Sie mit ihm besuchen. Dem Kaiser wird es bei Ihnen sicherlich ebensogut gefallen wie mir. Und dann wollen wir wieder zusammen lustig sein wie heute." — In herzlicher Weise reichte er mir seine Hand zum Abschiede.

„Mein tiefsten Dank für die große Ehr'," lallte ich mit schwerer Zunge. „Und i laß mi dem Herrn Bruder bestens empfehln mittlerweil. Er soll nur bestimmt kommen mit Ihnen, kaiserliche Hoheit . . ., das möcht mi unbändig freun!" — —

War es noch ein Rest der Alkoholwirkung, der dem scheidenden Erzherzog plötzlich in heimtückischer Art einen Stoß versetzte, oder kam es mir in meinem Rausch nur so vor. Ich weiß es nicht mehr. — Der hohe Gast grüßte noch einmal mit der Hand und schritt dann thalabwärts seinem Schlosse zu.

Lange sah ich ihm verklärten Blickes nach, bis er im nahen Hochwald verschwand. —

Am nächsten Tage lief eine merkwürdige Nachricht durch das ganze Reichenauertal, von der auch ich Kenntnis erhielt.

„Erzherzog Karl Ludwig war gestern Nachmittag in einer sehr aufgeräumten Stimmung zu Fuße im Schlosse Wartholz eingetroffen und gab dem gesammten Dienstpersonale sofort nach seiner Ankunft den restlichen Tag dienstfrei!" —

So etwas soll im erzherzoglichen Schlosse überhaupt noch niemals vorgekommen sein.

Die Hypothek.

Von Paul Schüler.

Jüngst ließ sich ein Herr Rothschild bei mir melden. Der Name klang so verheißungsvoll, daß ich kein Bedenken trug, den Mann zu empfangen. Meine Erwartungen schrumpften allerdings bei seinem Anblick zusammen. Dem Stammhause schien er jedenfalls nicht anzugehören: sonst hätte er einen besseren Ueberzieher getragen. Aber immerhin, er war doch ein Rothschild. Und wenn er auch nur einer nicht ganz so bemittelten Seitenlinie entstammte . . .

„Ich bringe Ihnen etwas," begann er wohlwollend die Unterhaltung. Nun, das war doch ein Wort. Ein Wort, das ihm von vornherein mein Vertrauen sicherte. Wenn sonst ein Fremder zu dir kommt, nicht wahr, dann pflegt er dir nichts zu bringen; dann *will* er was von dir. Wenn du Glück hast, begnügt er sich mit deinem Rath; doch meistens hat er es auf deinen Draht abgesehen. Aber ist es dir schon jemals passiert, daß einer zu dir kam, der Rothschild hieß und dir was brachte? Solche Fälle sind doch äußerst selten, und ich meine, derartigen Menschenfreunden mußte man ihre Aufgabe nach Möglichkeit erleichtern.

„Nur heraus damit," ermunterte ich also meinen Besucher. „Was bringen Sie mir denn?"

„Etwas Schönes, etwas Gutes, etwas Pikfeines," versicherte Herr Rothschild; mir lief das Wasser im Munde zusammen. „Etwas für Kinder und Kindeskinder. Es handelt sich um fünfzigtausend Mark."

„Geben Sie her," sagte ich gerührt und erfreut. Denn Geld kann man immer brauchen; und diese Summe hätte mir gerade noch gefehlt, um dem Zuge meines ehrgeizigen Herzens entsprechend, in eine höhere Steuerstufe befördert zu werden. Ich machte also beide Hände auf, bereit, die fünfzig Bräunlinge in Empfang zu nehmen. Aber so war es nicht gemeint. Vielmehr stellte es sich im Verlaufe eines längeren Diskurses heraus, daß ich die fünfzig Mille nicht bekommen, sondern bezahlen sollte.

„Und das nennen Sie, einem was *bringen*?" sagte ich enttäuscht.

„Ich bringe Ihnen auch was," beharrte Rothschild: „Ich bringe Ihnen eine Anlage; eine gute, eine sichere, eine aussichtsreiche Anlage."

„Es wird sich um ein Theater handeln, das Geld braucht," dachte ich.

„Eine Anlage, bei der Sie ruhig schlafen können."

„Oder um eine Erfindung: Erfindungen sind ja zum Ausbeuten da."

„Eine Anlage, an der Sie Ihre Freude haben sollen."

Der Mann verstand es einen in Spannung zu versetzen. Nach weiteren fünf Minuten wußte ich, daß die Anlage in einer Hypothek bestand, die auf einem am Grönländer Ufer belegenen Grundstück aufgenommen werden sollte.

„Es ist eine Goldgrube," belehrte mich Rothschild: „Sechs Prozent Zinsen!"

„Dann steht sie wohl sehr weit hinten?" fragte ich.

„Freilich thut sie das," sagte er lebhaft. „Sie kommen an die letzte Stelle. Da steht niemand mehr hinter Ihnen." Wenn man ihn reden hörte, dann war man überzeugt, daß es keinen größeren Vorzug gab, als eine Hypothek an letzter Stelle zu besitzen.

„Und wenn nun die Zinsen nicht bezahlt werden?" forschte ich.

„Dann," lächelte unser Freund überlegen, „dann kommt erst der wahre Segen über Sie. Etwas Besseres kann Ihnen gar nicht passiren. Denn dann kommt es zur Subhastation" — bei diesem Worte verklärten sich förmlich seine Züge —, „und Sie werden der Erstheher."

„Das Haus ist wohl schon öfter subhastirt worden?"

„Beständig," versicherte mir Herr Rothschild: „es hat schon viermal seinen Besitzer gewechselt, so jung wie es ist; aber noch nie aus freier Hand, sondern immer per Subhastation. Und jedesmal ist eine hübsche, runde, nette Hypothek dabei ausgefallen. Auf diese Weise ist es immer billiger geworden, und Sie können von Glück sagen, wenn Sie es erstehen."

Mir war die Vorstellung, ein Haus am Grönländer Ufer zu erwerben, nicht gerade sympathisch. Eine so überaus nördliche Gegend. Man kriegte ordentlich kalte Füße, wenn man nur daran dachte. Aber Rothschild wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, das Grönländer Ufer wäre eine Gegend, die von Jahr zu Jahr im Werthe steigt. Das war mir natürlich bekannt. Es gibt in Berlin keine Gegend, die nicht dauernd im Werthe steigt. Man soll mir mal eine nennen, die zurücksteht. Einfach ausgeschlossen. Und doch stehen so viele Wohnungen leer. Und selbst am Grönländer Ufer war wohl die Hälfte unbesetzt. Herr Rothschild mußte das zugeben; allein er hielt es nur für einen vorübergehenden Mißstand, den er auf den Rückgang der Geburten zurückführen zu sollen glaubte. Wenn erst die Kinderzahl gesetzlich festgelegt wäre, dann — meinte er — würden auch die Wohnungen alle vermiethet werden.

So sicher schien er sich freilich auf dem Boden der Nationalökonomie nicht zu fühlen, weshalb er denn wieder ins Geschäftliche zurücklenkte. Und ich sollte doch mein Glück nicht verscherzen, sondern zugreifen; denn so eine Gelegenheit biete sich so leicht nicht wieder. Und die Zukunft liege, wie gesagt, im Grönländer Ufer. Und so weiter. Nach wenigen Minuten war ich fertig. Nicht so Herr Rothschild. Er redete und redete. Er redete mich in eine leichte Ohnmacht, in eine Art von Dämmerzustand hinein. Ich sah und hörte nur noch wie durch einen Nebelschleier diesen Menschen, der mir seine Hypothek auf die Brust setzte wie eine Pistole.

Als ich wieder zu mir kam, hörte ich ihn gerade noch sagen: „Wir sind also einig."

„Natürlich sind wir einig," stammelte ich voller Bestürzung, und es gelang mir, den Zipfel seines Paletots zu erwischen; denn er war schon im Begriff, sich zu entfernen: „da ist nur noch ein gewisser Punkt zu besprechen — eine Kleinigkeit — nicht der Rede werth. Sagen Sie mir, Herr Rothschild: wo nehmen wir denn die fünfzigtausend Märker her?"

Das hatte Rothschild nicht erwartet.

„Ich denke, die *haben* Sie?"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Die haben Sie *nicht*? Ja, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?"

„Sie haben mich ja nicht gefragt, Herr Rothschild. Sie thaten ja erst so, als wenn Sie mir was *bringen* wollten."

„Dann müssen wir uns das Geld verschaffen. Dann müssen Sie Ihre Papiere verkaufen," bestimmte er: „Sie haben doch welche?"

„Freilich habe ich welche. Welcher Schriftsteller hätte keine Papiere? Es fragt sich nur, ob sie für Ihre Zwecke ausreichen werden."

Hier wurde Rothschild böse und sprach: „Machen Sie doch keine Witze mit mir. Sie glauben wohl, ich hätte meine Zeit gestohlen?"

„Ob Sie Ihre Zeit gestohlen haben," antwortete ich und öffnete ihm zuvorkommend die Thür, „das entzieht sich meiner Kenntnis. Aber ich halte es nicht für ausgeschlossen; denn Sie haben mir die meinige gestohlen. Und das ist nicht hübsch von einem Manne, der mir etwas bringen wollte."

Ein Eisenbahnunglück.

„Na, Bill, wie siehst du aus? Ein blaues Auge und eine geschwollene Nase! Wo hast du das her?"

„Eisenbahnkatastrophe!"

„Wirklich?"

„Ja; ich hatte im Schlafwagen ein oberes Bett, rutschte beim Hinaufsteigen aus und landete mit meinem Fuß mitten in dem Gesicht des Mannes in der unteren Koje . . . . und dieser Mann war ein professioneller Faustkämpfer!"

Mein erstes Auftreten.

Von Wladimir von Berenstamm.

Einzig berechtigte Uebersetzung von Dr. Am. Klonower.

Nun war ich also Rechtsanwalt. — Aber Prozesse? . . . Vorläufig keine . . . Und ach! Wie sehnte ich mich nach Arbeit!

Ich wohnte noch beim Vater. Eines Tages stürzte unser Faktotum Ulla, ein in unserer Familie in Ehren ergrautes Dienstmädchen, ins Zimmer und ruft athemlos vor Aufregung und Freude:

„Wladimir Walerianowitsch, ich habe einen Prozeß für Sie!"

„Wa—as? Woher?"

„Unsere Nachbarin hier auf dem Korridor hat ihre Köchin Knall und Fall weggejagt, sie „Dummkopf" geschimpft und ihr nicht eine Kopeke Lohn gezahlt; acht Rubel ist sie ihr schuldig. — Ich habe Axinja schon von Ihnen erzählt. Sie ist draußen in der Küche und bittet, Sie sollen sie vertheidigen."

„Rufen Sie sie herein."

Die Köchin Axinja Roskowa, eine gewandte, ansprechende Person, kam herein und berichtete auf meine Aufforderung folgendes:

„Meine Dame hat mich rausgeworfen, weil ich ihr zum Mittag Brot gegeben habe, das mit Petroleum durchtränkt war, aber ich bin ganz unschuldig daran; denn die Petroleumkane läuft. Ich habe es der Dame schon längst gesagt, sie müßte gelöthet werden, oder sie soll eine neue kaufen, aber die Dame hat geantwortet: „Stopf' sie nur mit etwas zu!" Ich habe die Petroleumkanne auf den Küchentisch gestellt, das Loch mit Lappen zugestopft und dann ganz darauf vergessen, und während ich in den Laden gelaufen bin, um Gurken zu kaufen, ist das Petroleum auf das abgeschnittene Brot getröpfelt und hat sich darin festgesaugt wie in einem Schwamm. Die Dame hat das Brot in den Mund genommen und plötzlich wie besessen geschrien, hat das Brod auf den Boden geworfen und mich „Dummkopf" und „Schwein" geschimpft und gesagt, ich wolle sie absichtlich mit Petroleum vergiften. Dann hat sie mich rausgeschmissen und mir für einen ganzen Monat keinen Lohn gezahlt. Bin ich denn schuld? Ich habe doch der Dame gesagt, daß die Petroleumkanne läuft . . ."

Ich entschloß mich, die Sache zu übernehmen, quälte mich lange mit der Klageschrift, nachdem ich in allen „Nachschlagebüchern für Beschwerden" nachgesucht hatte; denn im Grunde genommen hatte ich keine Anleitung gehabt. Der Anwalt, bei dem ich zuerst arbeitete, war ein ausgezeichneter Mensch, ein Idealist, der in den Wolken lebte und fast gar keine Geschäfte führte. Natürlich fragte ich auch ältere Kollegen um Rath, aber das war erst später . . .

Der Tag der Gerichtsverhandlung brach an.

In großer Aufregung betrat ich das Zimmer des Friedensrichters. Der war ein großer, massiver Mensch mit lauter Stimme, die wie aus einem ungeheuren Faß herauszukommen schien. Er schrie die Redner und jagte ihnen einen panischen Schrecken ein, aber seine Augen blickten gut und einfach, die Prozesse interessirten ihn . . .

Ich saß im Saale und blickte mich um . . . Jetzt rief er die Roskowa. Ich trat vor . . . Statt der Klägerin erschien auch ein junger Advokat. Vom ersten Augenblicke an betrachtete ich ihn als geschworenen Feind. Wie? Er . . . ein Advokat konnte sich zum Vertheidiger einer Dienstgeberin machen, einer Dienstgeberin gegen ihr Dienstmädchen, dem jene die sauer erarbeiteten acht Rubel Lohn vorenthalten wollte?

Was für eine Schande!

Wozu, warum?

Ich sprach zuerst über dieses Thema. Ich zitterte vor Entrüstung. Mein Gegner, anscheinend ein sehr gutmüthiger Mensch, nur ebenso heißblütig wie ich, wurde durch meine Heftigkeit angesteckt. Wir begannen in Gegenwart des Richters zu streiten und erhoben ein fürchterliches Geschrei. Ich bewies, daß das mit Petroleum getränkte Brot keineswegs als Grund zur Auflösung des Vertrages dienen könne, daß der Lohn ausbezahlt werden müsse. Ich stützte mich dabei auf eine Entscheidung des Senates vom Jahre 1877, Nr. 144, wo es heißt: „Es ist gesetzlich nicht zulässig, daß Werthe im bürgerlichen Verkehr ohne Gegenwerth veräußert werden . . . und Arbeit ist ein solcher Werth."

Mein Gegner erwiderte nun, daß die Klägerin den Lohn keineswegs des Brotes wegen nicht auszahlen wolle, sondern weil ihr mehrere silberne Löffel abhanden gekommen seien.

Nach Aussage der beklagten Axinja erklärte ich, daß die Klägerin überhaupt nie im Besitz von silbernen Löffeln gewesen wäre, sondern solche aus Nickel gehabt habe, und daß auch die schon beim vorigen Stubenmädchen verloren gegangen wären. Die Dame hätte ihr das mehrmals erzählt.

Und das alles behaupteten wir hartnäckig, ohne noch einen einzigen Zeugen angehört zu haben. Beide erhitzten wir uns, regten uns auf und schrien. Der Friedensrichter hörte zu, plötzlich aber hielt er sich die Seiten fest und brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Hören Sie mal, meine Herren, Sie regen sich wirklich so auf, daß man glauben könnte, Sie stehen zum erstenmal vor Gericht."

Und wieder brach er in lautes Lachen aus.

Mein Gegner schwieg.

Verlegen antwortete ich:

„Denken Sie sich, Herr Richter, das ist wirklich der Fall. Es ist nämlich mein erster Prozeß."

„Wa—as?" rief der Richter fröhlich, „das ist Ihr erster Prozeß? In diesem Falle," wandte er sich an meinen Gegner, „müssen Sie ihn diesen Prozeß gewinnen lassen. Hören Sie mal, da es sein erster Prozeß ist, muß er gewinnen."

„Und ich soll verlieren?" flehte mein Gegner. „Das Brot war doch aber mit Petroleum getränkt, und die silbernen Löffel sind zweifellos . . ."

„Ganz gleich. Hier handelt es sich nicht mehr um silberne Löffel . . ., hier ist — verstehen Sie doch! — jem erster Prozeß. Zahlen Sie ihm sofort die acht Rubel, sonst spreche ich sie ihm zu und nehme noch 50 Rubel Gerichtskosten von Ihnen. Denken Sie daran, daß meine Entscheidung bis auf 30 Rub